

Ungarn hat in seinem kirchlichen Kunstgewerbe einen viel frischeren Zug als Frankreich, dank der beiden strebsamen Vereinigungen „Ecclesia“ und „Isabella“. Ein kleiner Saal ist als Hauskapelle eingerichtet. Alles prunkvoll und goldstrahlend, auch einheitlich gestimmt, aber im einzelnen wenig bedeutend. Wiener Anregungen sind unverkennbar, sind aber nur äußerlich aufgenommen. Auch was sich im Kapellenraum an Kelchen und Ziborien findet, ist von bescheidenem Gehalt; die besseren Sachen finden sich im Glaschrank des Hauptraumes.

Dieser Hauptraum zeigt im übrigen ein buntes Bild. Selbst den längst verstorbenen Munkácsy hat man noch zu Gast geladen, obwohl die Ausstellung von Rechts wegen nur lebenden Künstlern gilt. Auch Benczúr ist schon vor fünf Jahren gestorben. Sein Mosaikkarton trägt überdeutlich die Züge der Münchener Neurenaissance von 1880—1890 mit ihrer virtuoson Aufmachung und inneren Armut. Da ist Munkácsys Christus doch ungleich besser. Läßt man den Realismus der vergangenen Epoche gelten, dann ist das große farbenreiche Bild der hl. Elisabeth von Merész erwähnenswert und enthält mehr eigenes Blut als die Rembrandtnachahmung Boruths. Moderner und selbständiger, nur etwas unendlich glatt und farbig allzusehr auf Effekt gestellt, ist die große Kreuzigung von Hubay, während das kleine Bild „Flucht nach Agypten“ von Jda Rohner zumal im Landschaftlichen durch seine intimen Farbenreize fesselt. Gustav Véggh bringt gute kolorierte Holzschnitte, modern empfunden und kräftig geschnitten. Das stärkste und national ausgeprägteste Talent scheint Rudnay zu sein. Erinnert seine Hochzeit von Kana auch an Paolo Veronese, so ist doch alles persönlich umgearbeitet und farbig durchaus originell gelöst. Dieser Künstler hat Charakter, einen heute leider so seltenen Vorzug.

Zwei Gefahren bedrohen die christliche Kunst der Gegenwart, zügelloser Subjektivismus und behäbiger Konservatismus. Unser Rundgang durch die römische Ausstellung hat vor allem die letztere Gefahr wieder klar erwiesen. Es triumphiert das Mittelmaß, eine Kunst oder vielmehr Kunstfertigkeit, die nicht von innen heraus quillt, sondern die Hand das tun läßt, was das Herz schaffen sollte. Abgegriffene Münzen werden ungeschert weitergegeben. Regen sich auch allenthalben Talente, deren Weiterentwicklung man mit froher Hoffnung entgegensteht, so treten sie doch zurück hinter der Mehrzahl der andern, die immer noch am leichtesten Käufer und Auftraggeber finden.

Die künstlerische Bedürfnislosigkeit ist bei uns erschreckend. Es muß also Aufklärungsarbeit geleistet werden. Die römische internationale Ausstellung ist nur ein erster Versuch mit allerlei Unzulänglichkeiten. Der Versuch müßte unter Vermeidung der gemachten Fehler und Einseitigkeiten bald wiederholt und auf breitere Grundlage gestellt werden. Für Künstler und Kunstfreunde, namentlich auch für den Klerus, der viel zu wenig Gelegenheit hat, sich in diesen für ihn wichtigen Fragen zu unterrichten, haben solche Veranstaltungen einen großen erzieherischen Wert.

Josef Kreitmaier S. J.

Zum Zentenar einer verhängnisvollen Kabinettsorder

Viele Jahrhunderte hindurch waren die Erzbischöfe von Köln und Trier wie die Bischöfe von Münster und Paderborn zugleich Landesherren gewesen, als 1815 ihre fast ausschließlich katholischen Gebiete an Preußen fielen. Zehn Jahre später hielt König Friedrich Wilhelm III. die Zeit für gekommen, die Bestimmungen über die gemischten Ehen, die sich im Osten als ein wirksames Mittel der Protestantisierung bewährt hatten, auch auf den katholischen Westen auszudehnen. Eine Kabinettsorder vom 17. August 1825 verbot, vor der Ehe Verträge über die katholische Kindererziehung abzuschließen und gab dem Vater das Recht, die Religion seiner Kinder zu bestimmen. Die Kabinettsorder wurde vom Klerus in seiner Tragweite sofort erkannt. Am 7. Dezember desselben Jahres schrieb Pfarrer Gottfried Reinerz von St. Dionysius in Krefeld an seinen Erzbischof, Ferdinand August v. Spiegel:

„Was soll am Ende aus dem Katholizismus in unserem Lande noch werden, wenn protestantische Beamte aus den alten Provinzen wie Bienenschwärme herüberschwärmen in die neuen, sich durch Ehebündnisse in die angesehensten und begütertesten katholischen Familien hineinarbeiten, kraft der Kabinettsorder die Religion und mit dieser auch die Güter der Katholiken verschlingen und sich dadurch allmählich als die Potenteren des Landes aufwerfen? Die beste Auskunft liefern nebst Krefeld die umliegenden gemischten Städte Gladbach, Rheydt, Kleve, Emmerich usw., wo die Katholiken gewissermaßen vom Snadenbrot der Protestanten leben und größtenteils alle Selbständigkeit verloren zu haben scheinen.“

Bald ging die preussische Regierung in ihren Forderungen noch weiter. Sie verlangte die

feierliche kirchliche Einsegnung der gemischten Ehen auch ohne die Garantien der katholischen Kindererziehung. Den Widerstand des Klerus suchte man dadurch zu brechen, daß man die widerstrebenden Pfarrer vor die Kriminalgerichte stellte und von den Bischöfen verlangte, gegen sie einzuschreiten. In dem jahrelang sich hinziehenden Kampfe zeigten sich diese der unehrlichen Politik Bunsens, des preussischen Ministerresidenten zu Rom, wie dem Druck der preussischen Beamtenschaft leider nicht gewachsen. Allerdings war ihre Lage sehr schwierig. Erzbischof Spiegel klagte wiederholt darüber seinem Bruder in München:

„Unglaublich stark ist die Abneigung gegen den Katholizismus in Berlin im Zunehmen; ich empfinde es täglich mehr, welche Beschwerde es ist, im preussischen Staate Bischof zu sein.... Ich bin in größerer Sorge als jemals für meinen geistlichen Wirkungskreis, da Intoleranz, ich möchte wohl sagen, Groll gegen alles Katholische in den Rheinlanden die Verwaltungsbehörden, aus Protestanten zusammengesetzt, bestimmt. . . Die protestantische Regierung ist mehr als jemals antikatholisiert und — wer sollte es glauben — in eine evangelische Propaganda ausgeartet. Daher die unbegrenzten Forderungen bezüglich der gemischten Ehen.“

Behn Jahre schon zog sich der schleichende Zwist hin, als Erzbischof Spiegel aus dem Leben schied. Sein Nachfolger, Klemens August Freiherr Droste zu Vischering, erfuhr bald aus den Akten, daß sein Vorgänger sich nachgiebiger gezeigt hatte, als ihm die Instruktion Papst Gregors XVI. gestattete hatte. Der neue Erzbischof aber war nicht der Mann, der sich hätte einschüchtern lassen. Er gab seinem Klerus den Befehl, sich bei gemischten Ehen genau an die kirchlichen Vorschriften zu halten. Vergeblich suchte ihn die Regierung, selbst unter verlockenden Versprechungen, umzustimmen. Er blieb fest. Da sollte ein anderes Mittel helfen.

Im Abenddunkel des 30. November 1837 waren in Köln in aller Stille die zum erzbischöflichen Palais führenden Straßen militärisch abgesperrt worden. Der Erzbischof wurde plötzlich verhaftet und gewaltsam unter Bedeckung von 20 berittenen Unteroffizieren nach der Festung Minden abgeführt, wo er ohne gerichtliches Urteil zwei Jahre lang in strenger Haft gehalten wurde, wie ein Verbrecher von Gendarmen bewacht und auf Schritt und Tritt begleitet.

Als man am folgenden Morgen in Köln erfuhr, was geschehen war, ging ein Schrei der Entrüstung durch Stadt und Land. Tiefe

Erbitterung erfaßte die weitesten Kreise des katholischen Volkes, selbst die Gleichgültigsten wurden aufgerüttelt. Der Eindruck des „Kölner Ereignisses“ wurde noch gesteigert durch die darauffolgenden Enthüllungen, besonders aber, als die preussische Regierung es wagte, ihren Gewaltakt zu rechtfertigen und dem frommen Erzbischof, dem ersten Kirchenfürsten Deutschlands, der Zierde des westfälischen Adels, „staatsverbrecherische Umtriebe“ zur Last zu legen. Das Lügengewebe zerriß aber sehr bald. Der Papst legte wenige Wochen später den wahren Grund der Gewalttat in feierlicher öffentlicher Ansprache an die Kardinäle dar. Der greise Kirchenfürst war in die Gefangenschaft geschleppt worden, weil er treu an den kirchlichen Grundsätzen festhielt und die kirchliche Trauung nur dann gestattete, wenn die katholische Kindererziehung gesichert war. Scharf verurteilte der Papst vor der ganzen Welt die Doppelzüngigkeit der preussischen Diplomatie und legte feierlich gegen das dem Kölner Oberhirten zugefügte Unrecht Verwahrung ein. Die Stimmung und Auffassung des katholischen Volkes aber gibt Johannes v. Geißel, damals noch Bischof von Speyer, wieder, da er am 9. Februar des folgenden Jahres an den Bischof von Münster, den Bruder des Kölner Oberhirten, schrieb:

„Das Lügengewebe ist zerissen, die Maske der Toleranz gefallen, und die seit Jahren stille Unterdrückung der katholischen Kirche ist in offene Verfolgung übergegangen. Der Protestantismus, der eine Zeitlang Gewissensfreiheit und Duldsamkeit heuchelte, ist zu seiner angeborenen Natur häretischer Bitterkeit und Verfolgungssucht zurückgekehrt und hat der katholischen Kirche offen den Krieg erklärt. Je lauter von Berlin das Gegenteil versichert wird, desto klarer offenbart sich das Bestreben, die katholische Kirche unter das Joch des Staates zu zwingen und sie zuletzt mit den Riemern dieses Joches zu erdroffeln.“

Einen prophetischen Blick bewies Klemens August, als er in seiner Gefangenschaft bei dem Besuche eines ihm nahestehenden Geistlichen äußerte: „Nun ist die Kirche in Preußen zwanzig Jahre heimlich verfolgt worden, und das hat ihr viel geschadet; von jetzt aber“ — und er klopfte dem Geistlichen auf die Schulter — „wird sie öffentlich verfolgt und das wird ihr zum Heile sein.“ Als man ihm Befürchtungen für die katholische Kirche in Preußen nicht verhehlen wollte, meinte er: „Das Gebet hat einen langen Arm!“

Die prophetischen Worte des Bekennerbischofs haben sich erfüllt, weit mehr noch, als

man damals ahnen konnte. Die gewaltige Volksbewegung, die das Kölner Ereignis ausgelöst hatte, leitete die Periode der Wiedergeburt des katholischen Deutschlands ein. Selbst der protestantische Monarch sah sich dem Fürsten Metternich gegenüber zu dem schweren Geständnis genötigt, er habe in seiner Eigenschaft als Protestant einen großen Fehler begangen; denn nie habe der Katholizismus in seinen Staaten solche Fortschritte gemacht wie seit der unglücklichen Kölner Geschichte. Bischof Laurent war derselben Ansicht. „Wir haben“, so äußerte er damals, „den Preußen viel zu verdanken, die wider Wissen und Willen dem Reiche Gottes am mächtigsten dienen. Salutem ex inimicis nostris (Heil von unseren Feinden!).“

Es darf aber auch nicht vergessen werden, daß die Verluste, die die katholische Kirche durch die Mischehen in den letzten hundert Jahren in Deutschland erlitten hat, ganz enorm sind. Man hat diese Verluste auf weit über eine Million berechnet. Die Verluste sind also so groß, als wenn die ganze Diözese Münster in den letzten hundert Jahren zum Protestantismus abgefallen wäre. Die kürzlich erschienene „Soziale Botschaft der evangelischen Kirche“ stellt mit Befriedigung fest, daß der Stand der protestantischen Tausen aus Mischehen im allgemeinen ein befriedigender ist und den Normalstand erreicht, ja übertrifft, und fährt dann fort: „Den Einfluß systematischer Mischehenpflege zeigt das Rheinland, wo seit 1910 die Ziffer sich von 94,90 auf 101,50 gehoben hat.“ Also gehen der katholischen Kirche in den Rheinlanden 5% mehr Kinder durch die Mischehen verloren als vor 15 Jahren, und zwar durch den „Einfluß systematischer Mischehenpflege“ auf protestantischer Seite. Hier bietet sich dem katholischen Laienapostolat ein wichtiges Arbeitsfeld.

Karl Rikstatter S. J.

Canisius und die Protestanten

Die am 21. Mai dieses Jahres erfolgte Heiligsprechung des seligen Petrus Canisius, eines Vorkämpfers der Gegenreformation, hat naturgemäß die Aufmerksamkeit auch vieler Protestanten erregt. Aus den Berichten ihrer Presse sprach dabei ein unverkennbares Mißbehagen, das sich bald in einer aufrichtigen Besorgnis um den Bestand des konfessionellen Friedens, bald in einer grimmen Gereiztheit oder gar Gehässigkeit kundgab. Auch für manchen versöhnlich gesinnten Protestanten schien die römische Feier eine arge Verlegenheit zu sein. Man mußte nicht recht,

was man von diesem neuen „römischen Vorstoß“ zu halten habe. Nachdem so viel von einer neuen „Gegenreformation“ die Rede war — sollte „Rom“ vielleicht beabsichtigen, der „katholischen Offensive“ in Canisius den entsprechenden Patron zu geben und seinen kämpferischen Geist insbesondere auf die deutschen Katholiken herabzurufen?

Wer die Zeitläufte verfolgt, wird das Vorhandensein solcher Stimmungen und Befürchtungen nicht leugnen. Es ist aber nicht ratsam, solche Anzeichen der Spannung zwischen den beiden großen Bekenntnissen in Deutschland einfach zu übersehen und die Keime des gegenseitigen Mißtrauens ruhig wuchern zu lassen. Vielmehr liegt es im Interesse des Friedens und der Wohlfahrt unseres Volkes, die wirklichen oder vermeintlichen Anlässe neuer Zwietracht eigens herauszuheben und zum Gegenstande einer sachlich gerichteten Aussprache zu machen.

Vielleicht läßt sich hier an einem konkreten Beispiel am leichtesten zeigen, wie Mißverständnisse entstehen und wie sie bei gutem Willen zu beiderseitiger Befriedigung behoben werden können.

In den Lebensbeschreibungen, die von katholischer Seite über Petrus Canisius erschienen sind, wird mit besonderem Nachdruck auf die Milde und Güte in seinem Charakter hingewiesen und betont, daß sich diese Milde auch in seinem Verhalten gegenüber den Protestanten gezeigt habe. Auch ich selbst hatte in einem andern, weitergespannten Zusammenhang auf diese Milde als auf ein nachahmungswertes Vorbild angespielt. Das hat nun den Widerspruch des Marburger Theologieprofessors H. Hermelink in der „Christlichen Welt“ (Nr. 22/23 vom 1. Juni 1925, Sp. 524) hervorgerufen.

Um jeden Schein einer parteilichen Wiedergabe zu vermeiden, will ich seine Worte unverkürzt hierhersetzen. Hermelink schreibt:

„Wenn neuestens in einer sonst sehr beachtenswerten Schrift des Jesuiten M. Pribilla (Kulturwende und Katholizismus, München 1925, S. 108) eine Stelle aus einem Gutachten an den Ordensgeneral Aquaviva herausgehoben wird, um zu beweisen, wie milde Canisius über die Protestanten seiner Zeit geurteilt habe, so ist das immerhin sehr irreführend. Man urteile selbst: Es geht nicht an, die Häretiker alle nach demselben Maßstabe zu messen. Man muß einen Unterschied machen zwischen den Verführten und den Verführern. Wenn ich von den Deutschen sprechen soll, so gibt es unter ihnen gewiß unendlich